

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 10. — Sonntag, den 4. März 1934.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Wie ich wieder zu mein Hütel kam

Eine wahre Geschichte vom Lessig-Franz.

In unseren Heimatblättern haben wir schon einmal über die Originalität des bekannten Buchholzer berichtet, dessen berühmte Lessig-Tropfen noch heute als Allerheilmittel im Volksmund bekannt und begehrt sind. Heute erzählt uns ein alter Buchholzer Leser unserer Zeitung, Herr Emil K. . . ., Katharinenstraße, der als Knabe den alten Lessig-Franz persönlich gekannt hat, von ihm folgende Begebenheit, die sich vor ca. 52 Jahren zugetragen hat:

„Dr Lessig-Franz ließ bekanntlich seine Ardeppeln rasch lang in dr Ard lieg'n, weil 'r se rasch süß hobn wollt. 'r tat immer warten, bis dr Frost erst emol neikam. 'r menet, durch fette süße Ardeppeln könni mir nár Zucker spar'n. Mit gefrorne Ardeppeln tat 'r aa de Quarkklief machn un brauchet se hinnerhar net extra ze zuckern. Wenn dr Lessig-Franz aa lá Fräa hatt', 'r wußt drwagn ökonomisch ze wirtschaften. Wenns nár alle Gunggesellen ju verständig'n. Von mein'n Vater war'ich domols net bief' gemaant, aber wie mir nu emol is. 'r dacht, du fast dir doch von Lessig-Franz aa e paar fette Ardeppeln hul'n, ze wos läßt 'r se esu lang drauß'n. Mir war'n sieb'n Kinder drhem un hattn aa egal Hunger. Do machet 'r sich eines schin'n Togs mit en Sackel off'n Wag, naus auf'n Lessig-Franz sein Fald. Früh um fünfe war'ich, e Nabel log üvern Fald, doß mir gar nischit sahe konnt. Dos war gerode rasch. Ru hat mei Vater in dr Eil mei Hütel drwisch. Mei Vater war genau e su langbänig wie dr Lessig-Franz. Laafn konnt 'r also gut. Wie 'r nu drauß'n off'n Fald esu ene Viertelschtund lang gegrobn hat, kam auf emol dr Lessig-Franz aus dan Nabel raus un schriet schu von weiten auf mein Vater nei. Dar nahm halt seine langen Bää unner'n Arm un fort gings. 'r hat a men Vater net erkannt. Aber äns hat 'r doch erwischt, dos war mei Hütel. Mei Vater hat's beim Ausreißen von sen Kopp verlor'n, weils ne net rächt passen tat. Dr Lessig-Franz nahm dos Hütel mit sich un dacht, de warscht nu schie erfahn, wann dos Hütel gehört un nochert wächte a ne Ardeppeldieb. 'r machet also schnurstracks drmietet ehem. Doß dos Hütel aber garnet ne Ardeppeldieb gehäret, kam ne net in Sinn. Wie sollt 'r dos aa wissen. Mei Hütel wußt aber wirklich net, warum's von dan Maa esu u'fanst agepackt un in dr Rodtasch neigewürgt wur. Dr Lessig-Franz wuhnet in dan Heisel, dos hier in unner'n

Blatt abgebild't is. Jeder Buchholzer kennt dos Heisel, 's stiecht an dr Katharinenstroß un gehöret domols ne Lessig-Franz. Unnerwags aber kam 'r bei unner'n Nachbar, ne Jungl-Karl, vorbei. Dar wuhnet dort, wu heit 's Eduard Keil-Haus stiecht. Mir selber wuhneten in dan igiten Ostar Keil'schen Haus, also gegnüber. Dr Nachbar Jungl freget ne Lessig-Franz, wu 'r dä su frieh hartkam un do 'rjöhlet 'r die Geschicht' von dan Ardeppelspizbub gerode, wu mei' Vater ehem kam von dare Gogd. 'r mußt' sich aber gleich wieder vrdrücken, wie 'r ne Lessig-Franz sah. Vor allem gucket 'r auf mei Hütel, wos dr Lessig-Franz in dr Hand hielt. Weil dr Lessig-Franz nár dos hat, dos war ne Beweis genug. Wenn 'r nár wußt, wan's gehö'n tät. 'r hots nie 'rfahn. Heite ka



Lessig-Franz-Haus
in Buchholz, Katharinenstraße 5.



Franz Lessig,
als er noch jung war.

mrich ja verrotten, do ka doch nischit passieren. Mei Vater is tut un ich, ich ka doch net drfür, wenn's aa mei Hütel war, wos drbei gewasn is. Freilich fir mich war dos Ding garstichtig. Ich mußt noch Anneberg in mei' Arbeitsstell'. In Kopptüchel konnt ich net gieh. Deshalb war mei ganzes Trachten, wieder zu mein Hütel ze komme. Mei Plan war bald fertig. Dr Lessig-Franz verkaufet Kugelzwirn un Lessig-Tropfen. Ich stecket mich hinner mei Schwaster, de K. . . . Anna, die zen Hammer & Schnabel of Arbet ging. Se kam manichsmol ehem un hat Bauchwitting, wie dos bei de Weibsen esu is. Nischit half'r besser wie de Lessig-Tropfen. Als se nu wieder emol nieber zun Lessig-Franz ging, um Tropfen ze huln, aa e bissel Zwirn sollt se mietbränge, hing benn Franz in dr Stub noch immer mei Hütel. Se fregetn, wos 'r dä mit dan Gungehütel machet. Dos könn't ne doch aa nischit nügen. Ob 'r ihr'ich net schenk'n wollt für ihr'n Bruder, also für mich. Dr Lessig-Franz, gutmuetig wie 'r war un weil 'r die Sach mit dan Ardeppeln aa vergass'n wollt, ließ sich belatschen un tat meiner Schwaster dos Hütel schenk'n. Mei Schwaster tat sich ben Lessig-Franz schönstens bedanken. „Is schie gut!“ mänet 'r, „mir nügt dos Hütel bestimmt nischit un dein'n Bruder mach't's ä grube Fräd“. Wie mei Schwaster mit dan Hütel ehem kam, hob ich vir Fräd en Quierlerts getae. Vie ich doch auf ehrliche Weis' wieder zu mein'n Hütel gekomme. Ne Lessig-Franz war ich aber immer in guten A denken behalten. Wie 'r domols gutmuetig zu mir gewasn is, esu war 'r zu alle Leit, die 'r gekannt hot.“

Auf der Wanderschaft vor 60 Jahren

Erinnerungen eines Achtzigjährigen.

Von Max Rothe, Buchholz.

Der deutsch-französische Krieg war beendet. Ich zählte damals 17 Jahre. Die Handstühle der Posamentiere ratterten bis in die späte Nacht hinein, um die Menge der bestellten Ware bewältigen zu können. Ich reiste nach Berlin und arbeitete dort als Posamentier-Gehilfe. Viele Buchholzer trug ich an: Hermann Berthold, Armin Grund, Eli Uhlig (der sich von dort seine junge Frau holte), Anton Boshert u. a., die z. T. verheiratet waren und ihren Angehörigen ansehnliche Geldbeträge in die Heimat senden konnten; denn ein Wochenlohn von 10 bis 12 Talern war damals ein schönes Stück Geld. Mit wenig Groschen wurde der Lebensunterhalt bestritten! Ich zahlte für ein gutes Mittagessen 30 $\frac{1}{2}$. Das waren goldene Zeiten.

Im Juli 1872 ging es auf die Wanderschaft. Ich wollte Land und Leute kennen lernen und mich als Posamentier weiter ausbilden. Bis Hamburg bemühte ich die Eisenbahn. Ich fuhr natürlich standesgemäß: in einem Wagen ohne jede Sitzgelegenheit und mit vier kleinen Fenstern, die nur mit einem Lederschuh versehen waren. Es zog mächtig in dem nüchternen Raum. Von Hamburg aus durchwanderte ich die Lüneburger Heide, besah mir Bremen und gelangte nach langer Wanderung bei Emmerich an den Rhein. Die holländische Grenze durfte ich nicht überschreiten, weil ich nicht militärfrei war, und so wandte ich mich denn über Düsseldorf nach Köln. Hier sah ich mich nach Arbeit um und fand einen Brief aus der Heimat vor, der zu meiner nicht geringen Freude einen 5-Taler-Schein enthielt. Ein Arbeitsgenosse meinte: „Du wirst doch nicht etwa arbeiten wollen. Bist ja ein reicher Mann und kannst dir das Vaterland beschen.“ Das leuchtete mir ein, und so wurde denn weiter über Bonn, Koblenz und Mainz nach Mannheim gewandert. (60 Jahre später nahm ich am Sängerkongress in Frankfurt teil. Da habe ich mich von Herzen gefreut, daß ich bei dieser Gelegenheit den schönen Rhein wieder sehen durfte und meinen Enkel besuchen konnte, der in Bonn studierte.) Ich bekam keine Arbeit und sah mit Besorgnis, daß meine Mittel bedenklich zusammenschmolzen, obwohl ich sparsam lebte und in den christlichen Herbergen nur 50—60 $\frac{1}{2}$ für Nachtlager und Frühstück zu bezahlen brauchte. Wohl 25—30 Mann stark zogen wir eines Tages in der Frühe los. Das war ein lustiges Wandern! Schmerzten auch oft die Füße, so drückte uns doch kein Herzeleid. Bevor wir in einem Dorfe um ein Mittagessen vorsprachen, lagerten wir uns erst an einem Teich oder Bach, badeten und hielten Waschkübel ohne Kessel, Seife und Wäscheleine. Ich fand immer gutherzige Leute, die ein Mittagessen für mich übrig hatten. Wenn ich ihnen auf Befragen sagte, daß ich aus dem sächsl. Erzgebirge sei, wurde ich immer mit Bedauern angesehen und erhielt einmal außer dem Mittagessen auch noch 50 $\frac{1}{2}$, und zwar von einer Frau, die aus Chemnitz stammte und sich freute, einen Landsmann vor sich zu haben, der ihr so manches aus der Heimat berichten konnte. Sechs Wochen mühseliger Wanderschaft lagen hinter mir. Es wurde höchste Zeit, nun endlich Arbeit zu bekommen, die ich denn auch in Ströhsburg fand. Aber schon zu Mittag mußte ich vom Meister, dessen Vater vor 100 Jahren einmal in Schlettau gearbeitet hatte, Vorstoß erbitten, damit ich mir etwas zu essen kaufen konnte, denn aus dem reichen Mann, für den man mich in Köln gehalten hatte, war ein armer Schlucker geworden. Die ersten 14 Tage ging es mir nicht besonders gut. Ich hatte unter der Deutschfeindlichkeit der Bewohner zu leiden. Meine Mitarbeiter waren Franzosen und Essäcker. Diese sahen jeden Deutschen als Preußen an, und wie man dort die Preußen auch heute noch liebt und schätzt, ist ja hinlänglich bekannt. Nur bei meinem Wertmeister fand ich Verständnis. Er hatte 7 Monate in Dresden als Kriegsgefangener zugebracht. Weil er die deutsche Sprache beherrschte, bekam er einen Passierschein und durfte für seine Leidensgenossen in der Stadt Einkäufe besorgen, wobei er sich das nette Stämmchen von 350 $\frac{1}{2}$ verdienen und sparen konnte. Er war der Meinung, wir Sachsen seien aus einem bessern Holz geschnitten

als die Preußen. Er schloß Freundschaft mit mir. Damit hatte ich einen gewichtigen Bundesgenossen auf meiner Seite, und meine französischen und eisässischen Arbeitsgenossen liehen mich in Frieden.

Oftern 1873 wollte ich weiter nach der Schweiz. Da meldete sich ein Buchholzer an. Der 17jährige Albert Kunze kam nach Ströhsburg als Reisender in Sargverzierungen für das Geschäft seines Vaters. Als er von meiner Absicht hörte, nach der Schweiz zu walzen, kam ihm der drollige Einfall, sich als Handwerksbursche anzuschließen, um die Romanik der Straße kennen zu lernen. Am 3. Feiertag stiegen wir los. Ein Schriftsetzer und ein Buchbinder hatten sich uns zugesellt. Ueber Rehl, Freiburg, Basel und Schaffhausen erreichten wir Konstanz. In diesen Orten und anderen größeren Städtchen hatte



Posamentiermeister und Ebenisfabrikant Theodor Wittig, Buchholz, feierte am 28. Februar seinen 80. Geburtstag. Er ist eine in Sängerkreisen wohlbekannte und geschätzte Persönlichkeit, gehört dem Männerchor (früher „Harmonie“) seit 60 Jahren als Mitglied, jezt als Ehrenmitglied an, erhielt vor 10 Jahren den Ehrenbrief des deutschen Sängerbundes und die goldene Nadel für regelmäßigen Besuch der Stundunden und anlässlich der Schlusskundgebung des Obererzgebirg. Sängerbundes die silberne Medaille am blauweißen Band. Zu seinem Geburtstag ehrten ihn seine Sangesbrüder mit einem Ständchen. In der sich anschließenden Singstunde feierte ihn Herr Wittig in warmherzigen Worten als verdienstvollen Sänger und Herr Oberlehrer Rothe verlas die nebenstehenden Schilderungen der Wanderschaft des Geburtstagskindes. —

Albert Kunze bei Eisenhändlern und Tischlermeistern Offerte gemacht und gute geschäftliche Erfolge erzielt, die auch uns zugute kamen, denn er ließ seine Wandergenossen nicht darben. Sargverzierungen waren damals noch wenig bekannt. In Konstanz war unsere gemeinschaftliche Wanderung zu Ende. Albert Kunze bereifte Baden, der Schriftsetzer und der Buchbinder blieben hier, und mein nächstes Ziel war Bern. Hier sowohl wie in St. Gallen fand ich wieder auf einige Wochen Arbeit. Dann wurde das Bündel aufs neue geschnürt, denn mit Ungeduld strebte ich meinem ferneren Endziele, der Wiener Weltausstellung, zu.

In dem berühmten Wallfahrtsorte Maria Einsiedel hielt ich Rast. Dann schloß ich mich zwei Tage lang einem Trupp von Wallfahrern an. Dem feierlichen Zuge voran schritten betend junge Geistliche, mit ernstern Mienen folgte die Menschenmenge, und bunte flatternde Fahnen belebten das Bild. Wenn man sich aber zur Rast niederließ, wurde aus der Schar der frommen Pilger ein Volk fröhlicher Kinder. Wie von so manchem Beggenossen, den ich ins Herz geschlossen hatte, mußte ich mich auch von diesen lieben Menschen trennen. Ich durchquerte das kleine Fürstentum Liechtenstein, wo der Rhein nicht breiter und tiefer ist als unsere Selma, und tippelte unverdrossen auf Schusters Rappen weiter bis Innsbruck. Auf dem Wege dahin kam ich am Arlberg vorüber. Hier wurde ich durch eine Erinnerung an unsern unglücklichen König Friedrich August II., dem auch seine Segner Menschenfreundlichkeit und Reinheit der Gesinnung nicht abprechen konnten, wehmütig gestimmt. Unterhalb Brennbüchl stürzte nämlich auf einer Reise durch Tirol im Jahre 1854 bei einer Wegbiegung sein Wagen um. Das Handpferd schlug ihn an den Hinterkopf. Er war sofort tot. Das Gerücht, das im Volke umlief, stellte sein Ende freilich anders dar, und in Dresden habe man nicht seinen Leichnam, sondern eine Wachsputze zur ewigen Ruhe gebettet.

Die Bahn brachte mich von Innsbruck nach München. Das war an einem Sonnabend. Sonntag früh wurde in der Herberge bekannt gegeben, daß es heute zur Speisung ins Kloster ginge. Wir waren ungefähr 30 Mann. In der geräumigen Klosterhalle hatten sich vor uns schon 50—60 Menschen eingefunden. Mönche brachten geschäftig große Schüsseln mit Suppe herbei und reichten jedem ein Stück kräftigen Brotes. In Bayern war es Brauch, daß jeder Kostgänger seinen Löffel mitzubringen hatte. Wir aus der Herberge wußten das nicht. Man ließ uns einen Löffel und nahm uns zum Pfande den Paß ab. Je 6—8 Mann mußten gemeinsam aus einer Schüssel essen. Mir wollte dies zwar anfangs nicht recht appetitlich erscheinen, der Hunger aber half mir über solcherlei Bedenken hinweg. Die große Massenspeisung wurde natürlich mit Gebet begonnen und beendet. Um 2 Uhr ging es in ein anderes Kloster. Dort mußten wir, um einen Löffel leihweise zu erhalten, unseren Hut zum Pfande geben. Wir haben den guten Mönchen ihr mehr oder weniger berechtigtes Mißtrauen in unsere Ehrlichkeit nicht übel genommen, gab es doch auch vereinzelt Burschen unter uns, die ein Eigentumsrecht nur für ihre eigenen Sachen anerkannten. Um 5 Uhr wurde uns eine neue Sonntagsfreude zuteil. In dem

Kloster, das uns am Morgen so gastlich aufgenommen hatte, spendeten die freigebigen Mönche je 3 durstigen Kehlen 2 Maß frischen Bieres, und das dazu gereichte Stück Brot sorgte dafür, daß uns das köstliche Raß auch gut bekam. Montag früh sah ich dann wieder hinter dem Posamentierstuhl, denn ich mußte ernstlich darauf bedacht sein, wieder Geld zu verdienen, wenn ich meinen Plan, die Weltausstellung in Wien zu besuchen, durchführen wollte. Ich hatte u. a. Schnüre zu drehen, die für die Rennschlitten Ludwigs II. bestimmt waren, der 13 Jahre später geisteskrank mit seinem Arzte in den Fluten des Starbberger Sees als königlicher Sonderling sein Leben beendete. Nach 3 Monaten hatte ich soviel gespart, daß ich daran denken konnte, meine Wanderschaft fortzusetzen.

Um so billig wie möglich nach Wien zu kommen, hatte ich mir einen ebenso zweckmäßigen wie eigenartigen Reiseplan zurechtgelegt. Ich wußte, daß auf der 7. Flöße klar zur Fahrt lagen. Mein Anliegen war schnell vorgebracht. Ich wurde mitgenommen, mußte aber dafür Ruderdienste leisten. Das tat ich gern, es machte mir mehr Spaß als Mühe. An der Donau angekommen, wurden die 7 Einzelflöße bei Degendorf zu einem einzigen Ungeheuer zusammengeschlagen. Dann ging es weiter. Das Floß diente zugleich als Beförderungsmittel für Holz, Eisen, Steine u. dergl. Bei Einbruch der Dunkelheit legten wir in der Nähe solcher Ortschaften an, in denen wir eine Herberge auffuchen konnten. Wenn der Tag graute, führte ich schon wieder mein Ruder. Während der Fahrt grüßten Burgen und Klöster zu uns herüber. Dann und wann legte ein Boot, mit Mönchen besetzt, an unserm Floß an. Die guten Leute, die so sehr auf das Wohl ihrer Mitmenschen bedacht waren, begehrten Geld zu Hochamt und Messe gegen Bliggelahr und Wassersnot, die unser Floß in Gefahr bringen konnten. Acht Tage war die riesige Holzschlange auf der Donau von München bis Wien geschwommen, dann hatten wir wieder festen Boden unter den Füßen: Wien, das lang- und heißersehnte Ziel, war erreicht.

Die Freude, bei fleißiger Arbeit auch hier die Hände regen zu können, wurde nach 3 Wochen schon wieder zunichte. Der große Wiener Banktrach, hervorgerufen durch unlautere Börsengeschäfte, brachte mich und Tausende meiner Schicksalsgenossen um Arbeit und Brot. Unter diesem Unstern stand die im Frühjahr 1873 eröffnete glänzende Wiener Weltausstellung. Stadtrat Bergner und Posamentenfabrikant David Röckel, dessen Sohn unter dem Namen Röckelwid eine stadtbekanntere Persönlichkeit war, hatten sich zum Besuche eingefunden. Sie schrieben mir von ihrem Hotel aus eine Karte. Kaiser Wilhelm I. und sein Kanzler Bismarck hatten sich ebenfalls zum Besuche angefangt. Wir drei Buchholzer gingen auf die Suche nach den hohen Herrschaften, die wir um jeden Preis zu Gesicht bekommen wollten. Vier Tage lang standen wir vergebens auf Horschposten. Da führte sie der Zufall an uns vorüber. Unsere Herzen schlugen umso höher, als wir in ihrer Begleitung auch Kaiser Franz Josef und den Fürsten Metternich gewahrten. Daß mir einmal soviel Glück beschieden sein würde, hatte ich nie zu hoffen gewagt. Ein Gefühl der Seligkeit kam über mich, das alles, was ich Trübes im Leben erfahren hatte, reichlich aufwog. Dies Erlebnis war der Höhepunkt und zugleich der Abschluß meiner Wanderschaft. Ich kehrte heim, zwar unbeschwert an Geld und Gut, aber reich an Erinnerungen und Erfahrungen. Menschenkenntnis und Lebensernst hatte ich mir erworben und die Liebe zu Heimatland und Heimatvolk im Herzen treu bewahrt.

Der Schimmelreiter

2

Von Theodor Storm

Blötzlich fielen die Hinterbeine der großen Kaze schlaff herunter, und Hauke ging ein paar Schritte zurück und warf sie gegen die Kate der Alten. Da sie sich nicht rührte, wandte er sich und setzte seinen Weg nach Hause fort.

Aber der Angorakater war das Kleinod seiner Herrin; er war ihr Gefelle und das einzige, was ihr Sohn, der Matrose, ihr hinterlassen hatte, nachdem er hier an der Küste seinen jähen Tod gefunden hatte, da er im Sturm seiner Mutter beim Vorrennjagen hatte helfen wollen. Hauke mochte kaum hundert Schritte weit getan haben, während er mit einem Tuch das Blut aus seinen Wunden auffing, als schon von der Kate her ihm ein Geheul und Zetern in die Ohren gellte. Da wandte er sich und sah davor das alte Weib am Boden liegen; das greise Haar flog ihr im Winde um das rote Kopftuch: „Tot!“ rief sie, „tot!“ und erhob dräuend ihren mageren Arm gegen ihn: „Du sollst versucht sein! Du hast ihn totgeschlagen, du

nichtsnutziger Strandläufer; du warst nicht wert, ihm seinen Schwanz zubürsten!“ Sie warf sich über das Tier und wischte zärtlich mit ihrer Schürze ihm das Blut fort, das noch aus Nase und Schnauze rann; dann hob sie aufs neue an zu zetern.

„Bist du bald fertig?“ rief Hauke ihr zu, „dann laß dir sagen: ich will dir einen Kater schaffen, der mit Maus- und Kattenblut zufrieden ist!“

Darauf ging er, scheinbar auf nichts mehr achtend, jürbaß. Aber die tote Kaze mußte ihm doch im Kopfe Wirrjal machen, denn er ging, als er zu den Häusern gekommen war, an dem seines Katers und auch den übrigen vorbei und eine weite Strecke noch nach Süden auf dem Deich der Stadt zu.

Inmitten wanderte auch Trin' Jans auf demselben in der gleichen Richtung; sie trug in einem alten blaukarierten Kissenüberzug eine Last in ihren Armen, die sie sorgsam, als wär's ein Kind, umklammerte; ihr greises Haar flatterte in dem leichten Frühlingswind. „Was schleppt Sie da, Trina?“ frug ein Bauer, der ihr entgegenging. „Mehr als dein Haus und Hof,“ erwiderte die Alte; dann ging sie eifrig weiter. Als sie dem untenliegenden Hause des alten Haien nahekam, ging sie den Alt, wie man bei uns die Trift- und Fußwege nennt, die schräg an der Seite des Deiches hinab- oder hinaufführen, zu den Häusern hinunter.

Der alte Tede Haien stand eben vor der Tür und sah ins Wetter: „Na, Trin,“ sagte er, als sie pustend vor ihm stand und ihren Krückstock in die Erde bohrte, „was bringt Sie Neues in Ihrem Sad?“

„Erst laß mich in die Stube, Tede Haien! Dann soll Er's sehen!“ und ihre Augen sahn ihn mit seltsamem Funkeln an.

„So komm Sie!“ sagte der Alte. Was gingen ihn die Augen des dummen Weibes an.

Und als beide eingetreten waren, fuhr sie fort: „Bring Er den alten Tabakskasten und das Schreibzeug von dem Tisch — Was hat Er denn immer zu schreiben? — So; und nun wisch Er ihn sauber ab!“

Und der Alte, der fast neugierig wurde, tat alles, was sie sagte; dann nahm sie den blauen Katerüberzug bei beiden Zipfeln und schüttelte daraus den großen Katerleichen auf den Tisch. „Da hat Er ihn!“ rief sie: „Sein Hauke hat ihn totgeschlagen.“ Hierauf aber begann sie ein bitterliches Weinen; sie streichelte das dicke Fell des toten Tieres, legte ihm die Taten zusammen, neigte ihre lange Nase über dessen Kopf und raunte ihm unverständliche Zärtlichkeiten in die Ohren.

Tede Haien sah dem zu. „So,“ sagte er; „Hauke hat ihn totgeschlagen?“ Er wußte nicht, was er mit dem heulenden Weibe machen sollte.

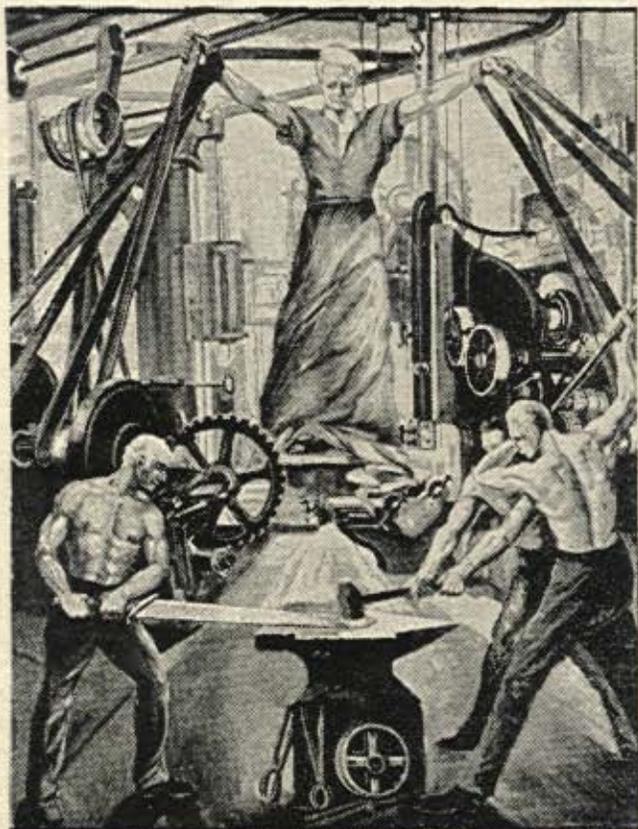
Die Alte nickte ihm grimmig an: „Ja, ja; so Gott, das hat er getan!“ und sie wischte sich mit ihrer von Gicht verkrümmten Hand das Wasser aus den Augen. „Kein Kind, kein Lebigs mehr!“ klagte sie. „Und er weiß ja auch wohl, uns Alten, wenn's nach Allerheiligen kommt, frieren abends im Bett die Beine, und statt zu schlafen, hören wir den Nordwest an unseren Fensterläden rappeln. Ich hör's nicht gern, Tede Haien, er kommt daher, wo mein Junge mit im Schlaf versank.“

Tede Haien nickte und die Alte streichelte das Fell ihres toten Katers: „Der aber,“ begann sie wieder, „wenn ich winters am Spinnrad saß, dann sah er bei mir und spann auch und sah mich an mit seinen grünen Augen! Und froch ich, wenn's mir kalt wurde, in mein Bett — es dauerte nicht lang, so sprang er zu mir und legte sich auf meine frierenden Beine, und wir schliefen so warm mitsammen, als hätte ich noch meinen jungen Schak im Bett!“ Die Alte, als suchte sie bei dieser Erinnerung nach Zustimmung, sah den neben ihr am Tische stehenden Alten mit ihren funkelnden Augen an.

Tede Haien aber sagte bedächtig: „Ich weiß Ihr einen Kat, Trin Jans,“ und er ging nach seiner Schatulle und nahm eine Silbermünze aus der Schublade — „Sie sagte, daß Hauke Ihr das Tier vom Leben gebracht hat, und ich weiß, Sie lügt nicht; aber hier ist ein Krontaler von Christian dem Vierten; damit kauf Sie sich ein gegerbtes Lammfell für Ihre kalten

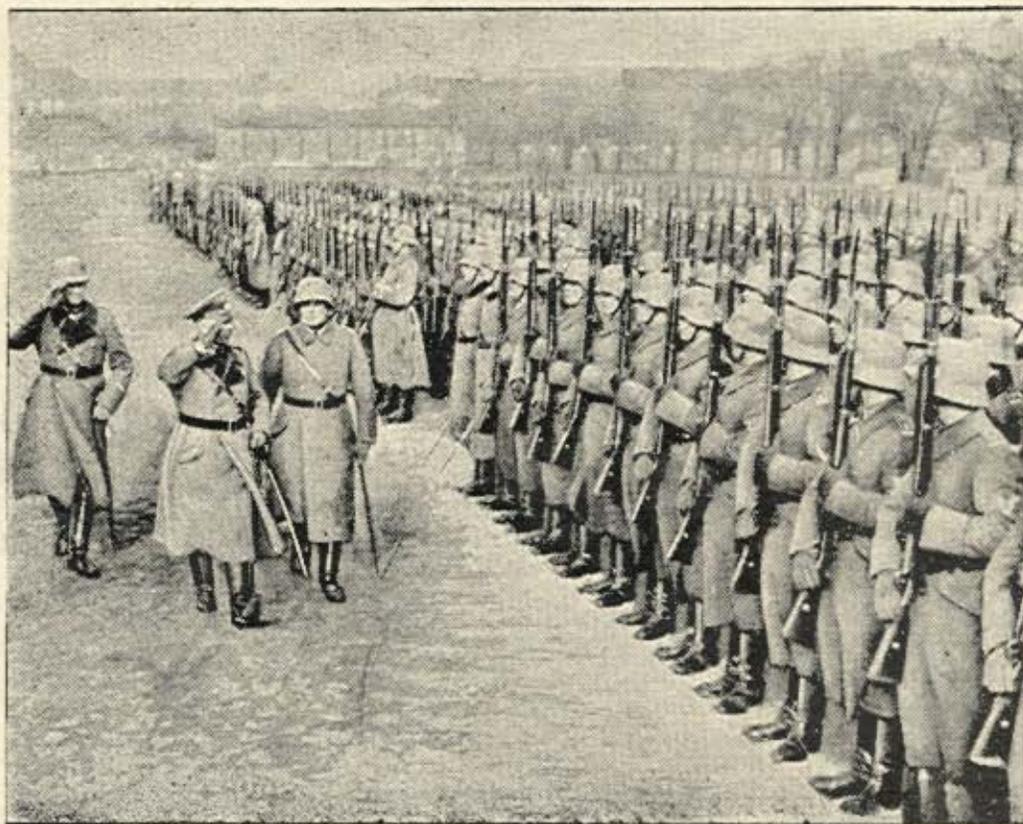
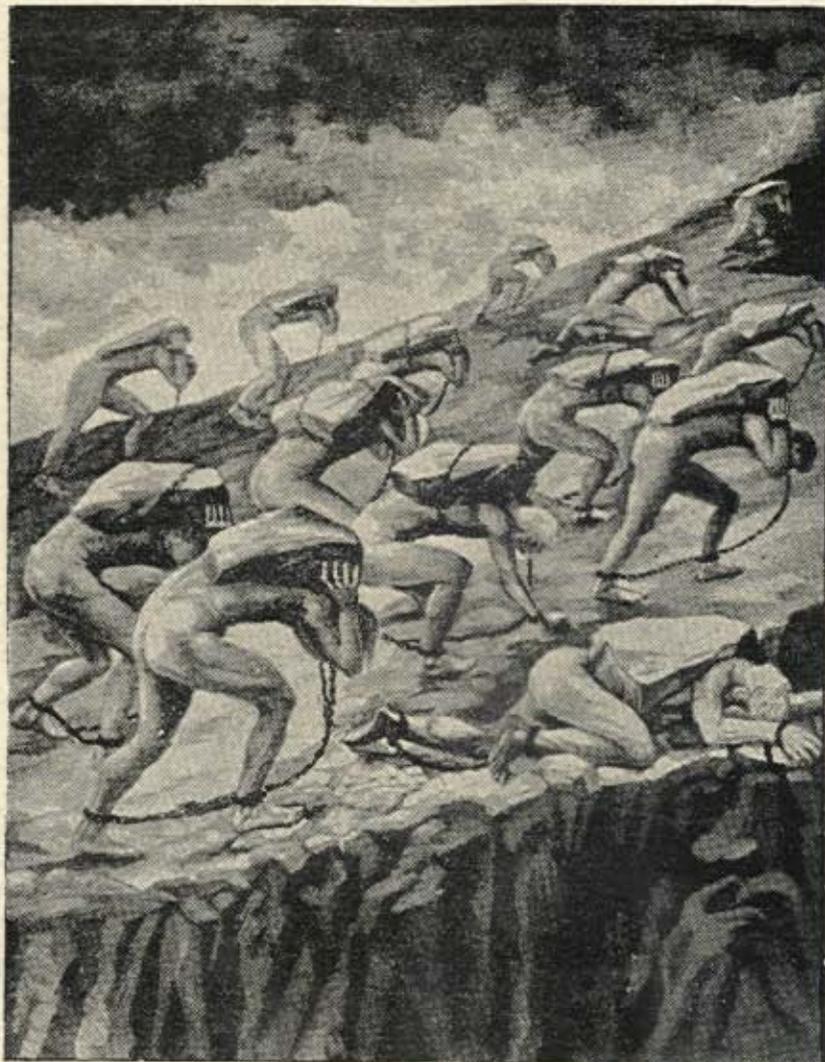
(Fortsetzung siehe Seite 6 und 7.)

Bilder aus aller Welt



Der Tag der deutschen Arbeit

Bestehend ein weiteres Gemälde des Chemniger Malers Artur Wirth zum 1. Mai.



Die Welt in den Ketten von Versailles

Ein neues Gemälde des bekannten Chemniger Malers Artur Wirth zu dem Thema Versailles, das das deutsche Volk in Ketten legte und der Welt eine Wirtschaftskrise noch nie gesehenen Ausmaßes brachte.

Die erste Parade vor dem neuen Chef der Heeresleitung

Auf nebenstehendem Bilde sehen wir, wie General v. Fritsch, der neue Chef der Heeresleitung, die Front des Berliner Wachregiments abschreitet.



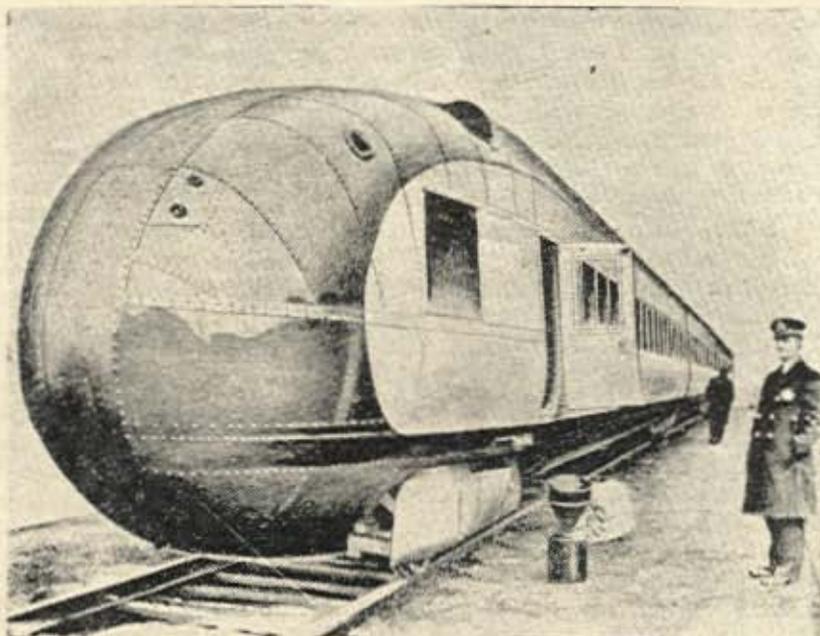
Ehrenurkunde
für treue Verbundenheit
mit der Heimat Erde

in Anerkennung für über
weihundertjährige Erhal-
tung der eigenen Scholle

Breslau.
Landesbauernschaft Schlesien
Landesbauernführer.

Ehrung alteingesessener Bauern

Die Landesbauernschaft Schlesien verleiht die vorstehend abgebildete, künstlerisch ausgeführte Ehrenurkunde Bauern, deren Familie nachweislich seit mindestens 200 Jahren das gleiche Anwesen besitzt und selbst bewirtschaftet. Dies gilt sowohl bei der Weitervererbung auf den Sohn oder auf die Tochter, sowie auf Familienangehörige desselben Namens.



Amerikanischer Stromlinien-Expres

Der neueste Stromlinien-Expres (unser Bild) der Union Pacific, der eine Stundengeschwindigkeit von 170 Kilometern erreicht.

Richard-Wagner
National-Denkmal
LEIPZIG
6. MÄRZ 1934
Grundsteinlegung

Wagnerkopf auf dem Poststempel

Zur Feier der Grundsteinlegung des Leipziger Richard-Wagner-Denk-
mals wird die Post am 6. März die von Leipzig ausgehenden Post-
sendungen mit diesem Sonderstempel versehen, der den Kopf des Bay-
reuther Meisters trägt.



Der Erfinder des Steindrucks

Am 26. Februar jährte sich der Todestag des Erfinders des Steindrucks, Aloys Senefelder, zum 100. Male. Beistehend ein Bild nach einem künstlerischen Original-Holzchnitt.



Chinesen fälschen Fünfmartstücke

Auf einem Hamburger Postamt entfielen einem Paket, das Kunststein-
figuren aus China enthielt, zahlreiche falsche Fünfmartstücke.

(Fortsetzung des Romans von Seite 3.)

Seine! Und wenn unsere Kaze nächstes Jahr Junge wirft, so mag Sie sich das größte davon aussuchen, das zusammen tut wohl einen altersschwachen Angorakater! Und nun nehm Sie das Vieh und bring Sie es meinethalb an den Kater in der Stadt, und halt Sie das Maul, daß es hier auf meinem ehrlichen Tisch gelegen hat!"

Während dieser Rede hatte das Weib schon nach dem Taier gegriffen und hin in einer kleinen Tasche geborgen, die sie unter ihren Röcken trug; dann stopfte sie den Kater wieder in die Bettbühr, wischte mit ihrer Schürze die Blutsleden von dem Tisch und stakete zur Tür hinaus. „Vergiß Er mir nur den jungen Kater nicht!" rief sie noch zurück.

— Eine Weile später, als der alte Haien in dem engen Stüblein auf und ab schritt, trat Hauke herein und warf seinen bunten Vogel auf den Tisch; als er aber auf der weißgeschuerten Platte den noch kennbaren Blutsled sah, frug er, wie beläufig: „Was ist denn das?"

Der Vater blieb stehen: „Das ist Blut, was du hast fließen machen!"

Dem Jungen schoß es doch heiß ins Gesicht: „Ist denn Trin' Jans mit ihrem Kater hier gewesen?"

Der Alte nickte: „Weshalb hast du ihr den totgeschlagen?"

Hauke entblößte seinen blutigen Arm. „Deshalb," sagte er; „er hatte mir den Vogel fortgerissen!"

Der Alte jagte nichts hierauf; er begann eine Zeitlang wieder auf und ab zu gehen; dann blieb er vor dem Jungen stehen und sah eine Weile wie abwesend auf ihn hin. „Das mit dem Kater hab' ich rein gemacht," sagte er dann; „aber, siehst du, Hauke, die Kaze ist hier zu klein; zwei Herren können darauf nicht sitzen — es ist nun Zeit, du mußt dir einen Dienst besorgen!"

„Ja, Vater," entgegnete Hauke; „hab' dergleichen auch gedacht."

„Warum?" frug der Alte.

— „Ja, man wird grimmig in sich, wenn man's nicht an einem ordentlichen Stück Arbeit auslassen kann."

„So?" sagte der Alte, „und darum hast du den Angorer totgeschlagen? Das könnte leichter noch schlimmer werden!"

— „Er mag wohl recht haben, Vater; aber der Deichgraf hat seinen Kleinknecht fortgejagt; das könnt' ich schon verichten!"

Der Alte begann wieder auf und ab zu gehen und spritzte dabei die schwarze Tabaksjauche von sich: „Der Deichgraf ist ein Dummkopf, dumm wie 'ne Saatgans! Er ist nur Deichgraf, weil sein Vater und Großvater es gezwanzig Jennen. Wenn Martini herankommt und hernach die Deich- und Sielrechnungen abgetan werden müssen, dann füttert er den Schulmeister mit Gansbraten und Met und Weizenkringeln und sitzt dabei und nickt, wenn der mit seiner Feder die Zahlenreihen hinunterläuft, und sagt: „Ja, ja, Schulmeister, Gott vergönns' Ihm! Was kann Er rechnen? Wenn aber einmal der Schulmeister nicht kann oder auch nicht will, dann muß er selber dran und sitzt und schreibt und streicht wieder aus, und der große dumme Kopf wird ihm rot und heiß, und die Augen quellen wie Glastugeln, als wollte das bißchen Verstand da hinaus!"

Der Junge stand gerade auf vor dem Vater und wunderte sich, was der reden könne; so hatte er's noch nicht von ihm gehört. „Ja, Gott tröst!" sagte er, „dumm ist er wohl; aber seine Tochter Elke, die kann rechnen!"

Der Alte sah ihn scharf an. „Ahoi, Hauke," rief er; „was weißt du von Elke Volkerts?"

„Nichts, Vater; der Schulmeister hat's mir nur erzählt."

Der Alte antwortete nicht darauf; er schob nur bedächtig seinen Tabaksknochen aus einer Bude in die andere.

„Und du denkst," sagte er dann, „du wirst dort auch mitrechnen können."

„O ja, Vater, das möcht' schon gehen," erwiderte der Sohn, und ein ernstes Zucken lief um seinen Mund.

Der Alte schüttelte den Kopf: „Nein, aber meinethalb, verjuch' einmal dein Glück!"

„Dank auch, Vater!" sagte Hauke und stieg zu seiner Schlafstatt auf dem Boden; hier setzte er sich auf die Bettkante und sann, weshalb ihn denn sein Vater um Elke Volkerts angerufen habe. Er kannte sie freilich, das ranke achtzehnjährige Mädchen mit dem bräunlichen schmalen Antlitz und den dunklen Brauen, die über den trostigen Augen und der schmalen Nase ineinanderliefen; doch hatte er noch kaum ein Wort mit ihr gesprochen; nun, wenn er zu dem alten Tede Volkerts ging, wollte er sie doch besser darauf ansehen, was es mit dem Mädchen auf sich habe. Und gleich jetzt wollte er gehen, damit kein anderer ihm die Stelle abjage; es war ja kaum noch Abend. Und so zog er seine Sonntagsjacke und seine besten Stiefel an und machte sich guten Mutes auf den Weg.

Das langgestreckte Haus des Deichgrafen war durch seine hohe Werste, besonders durch den höchsten Baum des Dorfes, eine gewaltige Esche, schon von weitem sichtbar; der Großvater des jetzigen, der erste Deichgraf des Geschlechts, hatte in seiner Jugend eine solchen ostern der Haustür hier gesetzt; aber die beiden ersten Anpflanzungen waren vergangen, und so hatte er an seinem Hochzeitsmorgen diesen dritten Baum gepflanzt, welcher noch jetzt mit seiner immer mächtiger werdenden Blätterkrone in dem hier unablässigen Winde wie von alten Zeiten rauschte.

Als nach einer Weile der lang aufgeschossene Hauke die hohe Werste hinausstieg, welche an den Seiten mit Rüben und Kohl bepflanzt war, sah er droben die Tochter des Hauswirts neben der niedrigen Haustür stehen. Ihr einer etwas hagerer Arm hing schlaff herab, die andere Hand schien im Rücken nach dem Eisenring zu greifen, von denen je einer zu beiden Seiten der Tür in der Mauer war, damit, wer vor das Haus ritt, sein Pferd daran befestigen könne. Die Dirne schien von dort ihre Augen über den Deich hinaus nach dem Meer zu haben, wo an dem stillen Abend die Sonne eben in das Wasser hinabsank und zugleich das bräunliche Mädchen mit ihrem letzten Schein vergoldete.

Hauke stieg etwas langsamer an der Werste hinan und dachte bei sich: „So ist sie nicht so dösig!," dann war er oben. „Guten Abend auch!" sagte er zu ihr tretend; „wonach guckst du denn mit deinen großen Augen, Jungfer Elke?"

„Nach dem," erwiderte sie, „was hier alle Abend vor sich geht, aber hier nicht alle Abend just zu sehen ist." Sie ließ den Ring aus der Hand fallen, daß er klingend gegen die Mauer schlug. „Was willst du, Hauke Haien?" frug sie.

„Was dir hoffentlich nicht zuwider ist," sagte er. „Dein Vater hat seinen Kleinknecht fortgejagt, da dachte ich bei euch in Dienst."

Sie ließ ihre Blicke an ihm herunterlaufen: „Du bist noch so was schlankerig, Hauke!" sagte sie; „aber uns dienen zwei feste Augen besser als zwei feste Arme!" Sie sah ihn dabei fast düster an, aber Hauke hielt ihr tapfer stand. „So komm," fuhr sie fort, „der Wirt ist in der Stube, laß uns hineingehen!"

Am anderen Tage trat Tede Haien mit seinem Sohn in das geräumige Zimmer des Deichgrafen; die Wände waren mit glasierten Kacheln beglittert, auf denen hier ein Schiff mit vollen Segeln oder ein Angler an einem Uferplatz, dort ein Rind, das lauend vor einem Bauernhause lag, den Beschauer vergnügen konnte; unterbrochen war diese dauerhafte Tapete durch ein mächtiges Wandbrett mit jetzt zugeschobenen Türen und einen Wandschrank, der durch seine beiden Glastüren allerlei Porzellan- und Silbergeschirr erblicken ließ; neben der Tür zum anstoßenden Besel war hinter einer Glasscheibe eine holländische Schlaguhr in die Wand gelassen.

Der starke, etwas schlafflüssige Hauswirt saß am Ende des blankgeschuerten Tisches im Lehnstuhl auf seinem bunten Wollkissen. Er hatte seine Hände über dem Bauch gefaltet und starrte aus seinen runden Augen befriedigt auf das Gerippe einer fetten Ente; Gabel und Messer ruhten vor ihm auf dem Teller.

„Guten Tag, Deichgraf!“ sagte Haien und der Angeredete drehte langsam Kopf und Augen zu ihm hin.

„Ihr seid es, Tede?“ entgegnete er und der Stimme war die verzehrte fette Ente anzuhören, „seht Euch; es ist ein Stück von Euch zu mir herüber!“

„Ich komme, Deichgraf,“ sagte Tede Haien, indem er sich auf die an der Wand entlang laufende Bank dem anderen im Winkel gegenüber setzte. „Ihr habt Verdruß mit Eurem Kleinknecht gehabt und seid mit meinem Jungen einig geworden, ihn an dessen Stelle zu setzen!“

„Der Deichgraf nickte: „Ja, ja, Tede; aber — was meint Ihr mit Verdruß? Wir Marschleute haben, Gott tröst uns, was dagegen einzunehmen!“ und er nahm das vor ihm liegende Messer und klopfte wie lieblosend auf das Gewippe der armen Ente. „Das war mein Leibvogel,“ setzte er behaglich hinzu; „sie fraß mir aus der Hand!“

„Ich dachte,“ sagte der alte Haien, das letzte überhörend, „der Bengel hätte Euch Unheil im Stall gemacht.“

„Unheil? Ja, Tede; freilich Unheil genug! Der dicke Wopsbraten hatte die Kälber nicht gebörmt; aber er lag vollgetrunken auf den Heuboden und das Viehzeug schrie die ganze Nacht vor Durst, daß ich bis Mittag nachschlafen mußte; dabei kann die Wirtschaft nicht bestehen!“

„Rein, Deichgraf; aber dafür ist keine Gefahr bei meinem Jungen.“

Hauke stand, die Hände in den Seitentaschen, am Türpfosten, hatte den Kopf im Nacken und studierte an den Fensterrahmen ihm gegenüber.

Der Deichgraf hatte die Augen zu ihm gehoben und nickte hinüber: „Rein, nein, Tede“; und er nickte nun auch dem Alten zu; „Euer Hauke wird mir die Nachtruhe nicht verstören; der Schulmeister hat's mir vordem gesagt, der sitzt lieber vor der Rechentafel als vor einem Glas mit Branntwein.“

„Hauke hörte nicht auf diesen Zuspruch, denn Elke war in die Stube getreten und nahm mit ihrer leichten Hand die Reste der Speisen von dem Tisch, ihn mit ihren dunklen Augen flüchtig streifend. Da fielen seine Blicke auch auf sie. „Bei Gott und Jesus,“ sprach er bei sich selber, „sie sieht auch so nicht döstig aus!“

Das Mädchen war hinausgegangen. „Ihr wisset, Tede,“ begann der Deichgraf wieder, „unser Herrgott hat mir einen Sohn versagt!“

„Ja, Deichgraf; aber laßt Euch das nicht kränken,“ entgegnete der andere, „denn im dritten Gliede soll der Familienverstand ja verschleißen; Euer Großvater, das wissen wir noch alle, war einer, der das Land geschützt hat!“

Der Deichgraf, nach einigem Besinnen, sah schier verdutzt aus: „Wie meint Ihr das, Tede Haien?“ sagte er und setzte sich in seinem Lehnstuhl auf; „ich bin ja doch im dritten Gliede!“

„Ja so! Nicht für ungut, Deichgraf; es geht nur so die Rede!“ Und der hagere Tede Haien sah den alten Würdenträger mit etwas boshaften Augen an.

Der aber sprach unbekümmert: „Ihr müßt Euch von alten Weibern dergleichen Torheit nicht aufschwätzen lassen, Tede Haien; Ihr kennt nur meine Tochter nicht, die rechnet mich selber dreimal um und um! Ich wollt' nur sagen, Euer Hauke wird außer im Felde auch hier in meiner Stube mit Feder oder Rechenstift so manches profitieren können, was ihm nicht schaden wird!“

„Ja, ja, Deichgraf, das wird er; da habt Ihr völlig recht!“ sagte der alte Haien und begann dann noch einige Bergünstigungen bei dem Mietkontrakt sich auszubedingen, die abends vorher von seinem Sohne nicht bedacht waren. So sollte dieser außer seinen leinenen Hemden im Herbst auch noch acht Paar wollene Strümpfe als Zugabe seines Lohnes genießen; so wollte er selbst ihn im Frühling acht Tage bei der eigenen Arbeit haben, und was dergleichen mehr war. Aber der Deichgraf war zu allem willig; Hauke Haien schien ihm eben der rechte Kleinknecht.

„— Nun, Gott, tröste dich, Junge,“ sagte der Alte, da sie eben das Haus verlassen hatten, „wenn der dir die Welt klar machen soll!“

Aber Hauke erwiderte ruhig: „Laß Er nur, Vater; es wird schon alles werden.“

* * *

Und Hauke hatte so unrecht nicht gehabt; die Welt, oder was ihm die Welt bedeutete, wurde ihm klarer; je länger sein Aufenthalt in diesem Hause dauerte; vielleicht um so mehr, je weniger ihm eine überlegene Einsicht zu Hilfe kam, und je mehr er auf seine eigene Kraft angewiesen war, mit der er sich von jeher beholfen hatte. Einer freilich war im Hause, für den er nicht der Rechte zu sein schien; das war der Großknecht Ole Peters, ein tüchtiger Arbeiter und ein mausfertiger Geselle. Ihm war der träge, aber dumme und stämmige Kleinknecht von vornhin besser nach seinem Sinn gewesen, dem er ruhig die Tonne Hafer auf dem Rücken hatte laden und den er nach Herzenslust hatte herumstoßen können. Dem noch stilleren, aber ihn geistig überragenden Hauke vermochte er in solcher Weise nicht beizukommen; er hatte eine gar zu eigene Art, ihn anzublicken. Trotzdem verstand er es, Arbeiten für ihn auszusuchen, die seinem noch nicht gefesteten Körper hätten gefährlich werden können, und Hauke, wenn der Großknecht sagte: „Da hättest du den dicken Riß nur sehen sollen, dem ging es von der Hand!“ sahte nach Kräften an und brachte es, wenn auch mit Mühsal, doch zu Ende. Ein Glück war es für ihn, daß Elke selbst oder durch ihren Vater das meistens abzustellen wußte. Man mag wohl fragen, was mitunter ganz fremde Menschen aneinander bindet; vielleicht — sie waren beide geborene Rechner, und das Mädchen konnte ihren Kameraden in der groben Arbeit nicht verderben sehen.

Der Zwiespalt zwischen Groß- und Kleinknecht wurde auch im Winter nicht besser, als nach Martini die verschiedenen Deichrechnungen zur Revision eingelaufen waren.

Es war an einem Maiabend, aber es war Novemberwetter; von drinnen im Hause hörte man draußen hinterm Deich die Brandung donnern. „He, Hauke,“ sagte der Hausherr, „komm herein; nun magst du weisen, ob du rechnen kannst!“

„Unf' Beer!“ entgegnete dieser; — denn so nennen hier die Leute ihre Herrschaft — „ich soll aber erst das Jungvieh füttern!“

„Elke!“ rief der Deichgraf; „wo bist du, Elke! — Geh' zu Ole und sag ihm, er solle das Jungvieh füttern; Hauke soll rechnen!“

Und Elke eilte in den Stall und machte dem Großknecht die Bestellung, der eben damit beschäftigt war, das über Tag gebrauchte Pferdegeschirr wieder an seinen Platz zu hängen.

Ole Peters schlug mit einer Trense gegen den Ständer, neben dem er sich beschäftigte, als wolle er sie kurz und klein haben: „Hol der Teufel den verfluchten Schreiberknecht!“

Sie hörte die Worte noch, bevor sie die Stalltür wieder geschlossen hatte.

„Nun?“ frug der Alte, als sie in die Stube trat.

„Ole wollte es schon besorgen,“ sagte die Tochter, ein wenig sich die Lippen beißend, und setzte sich Hauke gegenüber auf einen grobgeschnittenen Holzstuhl, wie sie noch derzeit hier an Winterabenden im Hause selbst gemacht wurden. Sie hatte aus einem Schubkasten einen weißen Strumpf mit rotem Vogelmuster genommen, an dem sie nun weiterstrickte; die langbeinigen Kreaturen darauf mochten Reiher oder Störche bedeuten sollen. Hauke sah ihr gegenüber in seiner Rechnerie vertieft, der Deichgraf selbst ruhte in seinem Lehnstuhl und blinzelte schlaftrig nach Haukes Feder; auf dem Tisch brannten, wie immer im Deichgrafenhause, zwei Unschlittkerzen, und vor den beiden in Blei gefaßten Fenstern waren von außen die Läden vorgeschlagen und von innen zugeschoben; mochte der Wind nun poltern, wie er wollte. Mitunter hob Hauke seinen Kopf von der Arbeit und blickte einen Augenblick nach den Vogelstrümpfen oder nach dem schmalen ruhigen Gesicht des Mädchens.

Da tat es aus dem Lehnstuhl plötzlich einen lauten Schnarcher, und ein Blick und ein Lächeln flog zwischen den beiden jungen Menschen hin und wider; dann folgte allmählich ein ruhigeres Atmen; man konnte wohl ein wenig plaudern; Hauke wußte nur nicht, was.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Heimat

Der Treueschwur der Sachsen für Adolf Hitler in Chemnitz

In der Geschichte der sächsischen nationalsozialistischen Bewegung wird auch der 25. Februar für allezeit als ein Gedenktag von besonderer Bedeutung und Größe verzeichnet stehen, leistete doch an diesem historischen Februarsonntag die sächsische Führerschaft der NS., der NSDAP., weit über 80 000 an der Zahl im sächsischen Manchester, in der Industrie- und Arbeiterstadt Chemnitz, dem Führer des Dritten Reiches und der nationalsozialistischen Bewegung, die die Garantin dieses neuen Deutschlands ist, den Treueeid. Eingehend berichteten wir bereits in unserer „D. Z.“ über diese gewaltigen Augenblicke. In mehr als 80 Sonderzügen trafen die Amtswalter der Bewegung im Laufe der Sonntagnacht und am Morgen dieses verheißungsvollen Vereidigungstages in der über und über geschmückten Feststadt ein. Die Alte Garde, die Treuesten der Treuen, die zusammen mit dem Gauleiter und Reichsstatthalter Martin Mutschmann u. seinem engeren Führerstab in unermüdlichem, opferschwerem Kampfe das rote Sachsen für Adolf Hitler und seine freiheits- und zukunftsverheißende Idee eroberten, war bereits am Sonnabend in der Schwurstadt der Sachsen eingetroffen und wurde sowohl von der Bevölkerung, wie auch von den Behörden herzlich gefeiert und geehrt.

Eingeleitet wurde der Sonntag mit einem großen Wecken sämtlicher Spielmannszüge der Hitlerjugend. Nach kurzer Erholungspause marschierten die Amtswalter nach den Hallen, in denen die Vereidigung vor sich gehen sollte, während sich die NS.-Frauenschafterinnen im „Kaufmännischen Vereinshaus“ und die Führerinnen des BdM. im „Marmorpalast“ versammelten. Punkt 10 Uhr traf Reichsstatthalter Mutschmann in der „Sachsenhalle“ ein, wo er von den bereits anwesenden Leitern und Führern empfangen wurde. In der riesigen Sachsenhalle stand Mann an Mann; mehr als 65 000 Personen dürften allein in dieser Halle gewesen sein. Kurz nach 10 Uhr begann aus mehr als 80 Lautsprechern die Uebertragung des feierlichen Aktes in München. Unvergessliche Augenblicke waren es, als sich die Tausende und Abertausende von Händen zum Schwur erhoben. Laut und markig wurde die Eidsformel nachgesprochen. Nach Beendigung der Feier in München hielt Gauleiter Statthalter

Mutschmann an die Versammelten eine Ansprache, in der er ausführte: „Der Sonntag Reminiszenz ist durch Gesetz zum Heldenehrentag erklärt worden. Wir können wohl an dem heutigen Fest- und Treuetag keine größere Bekundung durchführen, indem der Gau Sachsen in Chemnitz mit 80 000 politischen Leitern und Amtsleitern dem Führer den Eid leistete. Das Größte, was der Mensch tun kann, ist, daß er für sein Volk sein Leben opfert. Dafür hat das Volk auch die Pflicht, seine toten Helden zu ehren. In vielen Jahrhunderten noch wird man von den Toten dieses Krieges erzählen und an den Mahnmälern sehen, mit welcher beispiellosen Heldenhaftigkeit unser Volk seine Grenzen zu verteidigen wußte. Unser Führer hat am 9. November 1933 in München wieder einmal das richtige Wort gefunden, indem er sagte: „Und Ihr habt doch gesiegt.“ Und wirklich haben wir doch gesiegt: durch die Opfertat unserer Toten. Wir haben unserem Dank und unserer Treue dadurch Ausdruck gegeben, daß wir alle freiwillig aus innerster Ueberzeugung und innerstem Pflichtbewußtsein den Eid geleistet haben, dem Führer für alle Zeit die Treue zu halten.“

Es folgte dann die ebenfalls von München übertragene Ehrung der Helden. Während der Reichsstatthalter mit seinem Gefolge die „Sachsenhalle“ verließ, formierten sich die Kolonnen zu dem Vorbeimarsch vor dem Gauleiter. Nachmittags 1/2 Uhr traf die Spitze vor der Ehrentribüne am Rathaus ein. Zunächst kamen Ehrenstürme der SA., Abteilungen der Hitlerjugend und die alte Garde; dann folgten die Kolonnen der Amtswalter. Reichsstatthalter Mutschmann dankte unausgesetzt mit erhobener Hand

den Vorbeimarschierenden. Obwohl in Zehnerreihen marschiert wurde, dauerte der Vorbeimarsch mehr als zwei Stunden. Der Marktplatz und die angrenzenden Straßen waren von einer unübersehbaren Menschenmenge besetzt. Als der Reichsstatthalter nach dem Vorbeimarsch den Marktplatz verließ, wurden ihm von den angesammelten Volksgenossen lebhafteste Ovationen dargebracht. Der allen Beteiligten unergessliche Tag ist ohne jeden ernststen Unfall verlaufen.

Beistehend drei Bilder von dem Treueschwur der Sachsen für Adolf Hitler in Chemnitz.



Gauleiter Mutschmann spricht in der Sachsenhalle.
(Photo: H.3.)



Die riesige Kundgebung in der Sachsenhalle.
(Photo: H.3.)



Vorbeimarsch der Fahnen auf dem Markt.
(Photo: H.3.)